

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Landbote. 1849-1934 1931

147 (27.6.1931) Beilage zum Landboten

Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft

Beilage zum Landboten (Einsheimer Zeitung)

Feldbau

Landwirtschaftliche Arbeiten im Monat Juli.

Auf dem Acker werden Anfang des Monats Rüb-
fen, Raps und Weizen geschnitten. Wintergerste wird nach
der Gelbreife geerntet. Jüngere, grüne Triebe sollten
keine Veranlassung sein, die Ernte hinauszuschieben. Die
Streifenkrankheit ist an den zerfälligen Blättern und
tauben, bzw. Kummerförmern der Ähren zu erkennen.
Sie wird am besten durch Beizen des Saatgutes mit Ger-
misan verhindert. Roggen erntet man wie die Winter-
gerste mit der Gelbreife. Braugerste dagegen wird bei
Vollreife geschnitten. Stoppelfelder sind sofort flach zu
pflügen. Man beugt so vielen Getreideschädlingen vor
und fördert die Zersetzung der Stoppel- und Wurzelreste.
Außerdem kann der Boden so nicht verkrustet und aus-
getrocknet. Steht wenig Zeit zur Verfügung, dann wendet
man den Federzahnkultivator an. Auf besseren Böden
werden Zwischenfrüchte wie Erbsen, Bohnen, Wicken im
Gemisch gebaut. Auf leichteren Böden sät man sofort
Luzerne gemengt zur Grünbindung. Das erlgemengte
Gemenge bildet ein gutes Grünfütter für den Herbst,
wenn daran allgemein Mangel herrscht. Das noch stehen-
de Getreide wie Weizen und Hafer wird sorgsam auf
Pflanzkrankheiten und Schädlinge beobachtet. Die Schläge
für Saatgutgewinnung sind auszusuchen. Gegen den
nebligen Schilfbäfer, seine Larven sowie die grünen Rau-
pen der Pylon-Eule geht der Landwirt am erfolg-
reichsten mit Cuprobyl vor. Samenkeule wird am besten
auf Heizen gekehrt. Frühkartoffel und junges Gemüse
erzielt jetzt auf dem Markt gute Preise. Spätkartoffeln,
Rüben und Mais müssen von Unkraut sauber gehalten
werden.

Auf zweifelhafte Wiesen beginnt die Heuernte.
Geräte und Wagen müssen in gutem Zustand sein, da-
mit jetzt durch Reparaturen keine kostbare Zeit verloren
geht. Für den Zeitpunkt der Ernte ist nur der Zustand
des Grases maßgebend. Der Schnitt ist nicht zu tief zu
führen, damit der Nachwuchs nicht aufgehalten wird.
Das Heu muß in ständiger Bewegung gehalten werden.
Es muß auf der Garfe trocknen, wie eine alte Bauern-
regel sagt. Es soll auch möglichst nicht beregnet wer-
den, sonst verliert es bis 25 Prozent an Eiweiß, und
gar 50 Prozent an Fett und Asche. Das Heu, das auf
Heizen getrocknet wird, verliert bei Regen nicht so viel
an Nährwert, als wenn es am Boden liegt. Zur Gä-
rung bedarf das Heu frischer Luft auf den Böden und
Scheunen, damit es nicht muffig wird. Nach der Ernte
werden die Iesen möglichst gejaucht, um eine gute Grum-
mernte zu erzielen. Diese Stickstoffdüngung ergänzt
die früheren Mineralstoffdüngungen sehr wirksam und
erzeugt gute Ernten. Es kann aber auch Salpeter,
schwefelsaures Ammoniak oder Thomasmehl verwendet
werden. Nach der Ernte wässert man die Wiesen an
trüben und regnerischen Tagen ausgiebig. Bei Sonnen-
schein dagegen werden sie am besten trockengelegt, damit
der Boden sich gut erwärmt. Uebermäßig darf nie ge-
wässert werden, weil sich sonst gelbes und fränkliches
Gras bildet.

Düngung von Kraut im feldmäßigen Anbau. (Nachdruck verboten.)

Die Kohlgewächse stellen sehr hohe Anforderungen na-
mentlich in Bezug auf Kali und Stickstoff. In den meisten
Fällen wird man eine Stallmistdüngung geben müssen, nur
Kohlraabi und Blätterkohl machen davon eine Ausnahme.
Die Kohlrassen vermindern namentlich den Kaligehalt des
Bodens. Auf diesen Umstand ist bei der Düngung der Nach-
frucht Bedacht zu nehmen.

Im allgemeinen gibt man folgende Düngungen:
Kraut.

Auf 1 Hektar 300-400 Doppelzentner Stallmist, wo-
möglich im Herbst. Im Frühjahr soll man keinen frischen
Stallmist verwenden. Zu dieser Stallmistdüngung kann
man noch zwei Doppelzentner Thomasmehl und zwei Dop-
pelzentner 40%iges Kalisalz geben, und zwar ebenfalls im
Herbst. Gibt man nur Handelsdünger allein, dann erhöht
sich die Gabe auf vier Doppelzentner Superphosphat (Früh-
jahr) oder Thomasmehl (Herbst), 2-3 Doppelzentner
40%iges Kalisalz und bis zu vier Doppelzentner schwefel-
saures Ammoniak. An Stelle des letzteren kann man Sal-
peter geben und diesen dann teilweise als Kopfdüngung
während der Vegetation anwenden. Nimmt man als Ersatz
Kalkstickstoff, dann treffen davon bis zu fünf Doppelzentner
auf ein Hektar, und zwar 14 Tage vor der Pflanzung ein-
gebracht.

Blätterkohl.

Stallmist wird selten angewendet. An Kunstdünger gibt
man bis zu 3 Doppelzentner Superphosphat, 2-3 Doppel-
zentner 40%iges Kalisalz und bis zu 3 Doppelzentner
schwefelsaures Ammoniak. Statt des letzteren kann man
14 Tage vor der Saat oder Pflanzung bis zu 4 Doppel-
zentner Kalkstickstoff unterbringen. Kopfdüngungen sind
nur auf sehr schlechtem Boden mit 1 Doppelzentner Salpeter
in Gebrauch.

Wirsing.

Die Düngung ist in dem gleichen Ausmaße wie bei
Kraut vorzunehmen.

Bei allen Kohlrassen

Ist auch auf die Kalkdüngung Bedacht zu nehmen und wenn
notwendig, im Herbst auf die Stoppel der Vorfrucht zu
geben. Der Stallmist wird am zweckmäßigsten auf die
leicht abgeseleppte Winterfurche gefahren und dort aus-
gebreitet. Regen lassen bis zum Frühjahr. Eine Tief-
aderung im Herbst genügt. Im Frühjahr werden wir den
Mist mit einer Scheibenege oder mit ähnlichen Geräten

dem Acker beimischen, ihn also nicht unterackern. Diese
Arbeitsweise ist viel zweckmäßiger wie die Düngung mit
Stallmist kurz vor der Pflanzung wie sie so oft geübt wird.
Nach Beginn der Kopfbildung usw. gibt man keine Kopf-
düngung mehr.

Obst- und Gartenbau

Fehler beim Tomatenbau.

Die Tomaten brauchen zu ihrer Entwicklung einen
recht freien Stand, damit Licht, Wärme und Luft unge-
hindert Zutritt haben. Daher ist die eintriebige Kultur
an Stäben oder die zwei- und dreitriebige an Spalieren
sehr zu empfehlen. Ein Hauptfehler wird dadurch ge-
macht, daß an den Pflanzen viel zu viel herumgeschnitten
wird. Es ist nicht im Interesse der Entwicklung der To-
maten, schon frühzeitig die Seitentriebe (Geize), die in
den Blatt-Achsen stehen, zu entfernen. Sie helfen näm-
lich die Pflanze ernähren und fördern ihren Aufbau.
Man warte daher mit ihrer Beseitigung, bis sie sich recht
kräftig entwickelt haben. Dann ist es auch Zeit, die
Wurzeltriebe wegzuschneiden, soweit sie nicht verwendet
werden. Unterbleibt der Schnitt der Tomaten gänzlich,
dann gibt es bald ein wildes Durcheinander, gerade nicht
zum Vorteil der Ausbildung der Früchte. Erst wenn
diese ihrer Reife entgegengehen, entferne man die sie be-
schattenden Blätter (aber auch nur diese), daß die Früchte
in der Sonnenglut schneller reifen. Ende August sind
alle Blüten zu unterdrücken, da die daraus etwa entste-
henden Früchte doch nicht mehr reifen. Im Hochsommer
sollen die Tomaten reichlich bewässert werden. Die Sten-
gel heftet man von Zeit zu Zeit an Stützen an, damit sie
nicht unter der Last der Früchte zusammenbrechen.
Feld und Wiese.

Schnelle Entwicklung des Kopfsalats.

Das Geheimnis einer erfolgreichen Kultur des Kopf-
salats besteht lediglich in der Förderung eines raschen
Wachstums. Sie bietet den Vorteil, daß seine Blätter
nicht hart und bitter werden und nicht, ehe er sich zu
einem festen Kopf schließt, in die Höhe schießen. Vor allem
ist das große Wasserbedürfnis des Salates durch regel-
mäßiges und durchdringendes Gießen namentlich in der
trockenen Zeit zu befriedigen. Außerdem ist der Boden
durch öfteres Lockern offen zu halten, damit nicht ein gro-
ßer Teil der Feuchtigkeit wieder verdunstet. Soll sich der
Salat endlich ohne Stöckung entwickeln, so müssen ihm
die nötigen Nährstoffe in Form von reichlichem Dung zur
Verfügung stehen. Bald nach der Pflanzung daher öfters
Düngungsläufe von Alberts Spezial Gartendünger (10 Gr.
auf 10 Liter Wasser) verabfolgt werden. Verbünnte
Saucen darf nur zu Anfang der Entwicklung verwendet
werden, später beeinträchtigt sie den Geschmack.

Für den Herbst sät man den Kopfsalat am vorteil-
haftesten gleich an Ort und Stelle. Bei der Aussaat wer-
den in einer Entfernung von etwa 25 Zentimeter einige
Körner in das frisch gegrabene Beet recht flach in die
Erde gedrückt. Von den aufgegangenen Pflanzen läßt
man nur die stärksten zur Weiterentwicklung stehen. Da-
durch werden besonders große, feste und haltbare Köpfe
erzielt. Je nach dem Wetter ist der Salat bereits Mitte
September oder Anfang Oktober erntereif. Als Sorten
eignen sich für die Sommerkultur der wegen seines kräf-
tigen Geschmacks von Liebhabern besonders geschätzte Nie-
sen-Kristall-Kopf, die sehr widerstandsfähige Sorte Wun-
der von Stuttgart, ferner für den Nachsommer Rudolfs
Liebling, sowie der gelbe und braune Trochkopf.

Blumenkohl braucht viel Wasser.

Schon seine riesigen Blätter verraten uns sein star-
kes Wasserbedürfnis. Bekanntlich verdunstet das von
den Wurzeln aufgenommene Wasser an der Oberfläche
der Blätter. Je größer diese Fläche ist, desto mehr Was-
ser wird von der Pflanze verbraucht. Das trifft in ho-
hem Maße bei dem Blumenkohl zu. Darum bedarf er
namentlich bei trockenem Wetter reichlicher Zufuhr von
Wasser, die abends verabfolgt werden sollte. Auch ein
öfters Ueberbrühen hat eine gute Wirkung auf die Ent-
wicklung der Blume, die sich ziemlich rasch in der feuch-



ter Luft im Grunde der Blätter bildet. Empfehlenswert
ist, die Pflanze mit verrottetem Mist oder Komposterde
anzuhäufeln (s. Abb.). Fehlt es dem Blumenkohl nicht
an Nährstoffen, die noch in der ersten Zeit durch Dün-

güsse wesentlich vermehrt werden können, so werden sich
die Blumen nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch
ihre blendend weiße Farbe auszeichnen.

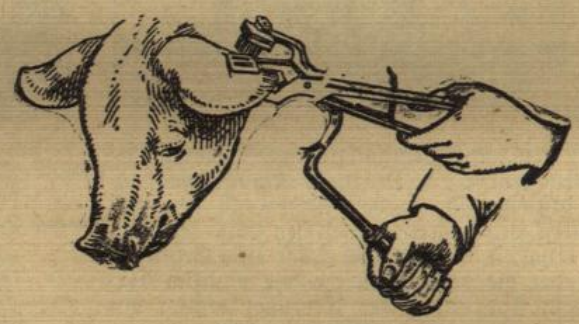
Vieh- und Geflügelzucht

Milchfehler bei Kühen.

Die Milchfehler bei Kühen haben ihre Ursache meist
in eingeschleppten Bakterien. Dies kann durch fremde
Milchkannen und dergl. geschehen. Euterentzündungen
oder Eutertuberkulose liegt vor, wenn die Milch flockig,
dünn, wässrig oder schleimig ist. Diese kocht man dann
am besten und verflüssigt sie an Schweine, da sie sich zum
Buttern nicht eignet. Um eine milchfranke Kuh aus
einem Bestand herauszufinden, verweist man die Milch-
proben jedes Tier mit etwas Spiritus. Bei krankem
oder infiziertem Euter wird die Milch sofort flockig,
wenn sie es nicht schon vorher war. Praktisch bewährt
hat sich bei kranken Kühen eine tägliche 3malige Gabe von
„Mucronica III“, je 10 Tropfen. Außerdem gibt man
einen Teelöffel reine Salzsäure auf je einen Eimer Tränk-
wasser. Die Tropfen werden 10 Tage lang jedesmal auf
einer Oblede verabfolgt. Die Salzsäure ist 14 Tage
lang zu reichen. Nach dieser Zeit muß der Stall gründ-
lich desinfiziert werden. Bei Euterentzündung vor,
dann führt eine gründliche Wärmebehandlung zum Er-
folg. Dampfbäder und Umhüllungen des Euters mit
angewärmten wollenen Decken. Auflegen von heißen
Kleiefächern usw. bringen bald eine Besserung. Die Be-
handlung einer Eutertuberkulose überläßt man dem
Tierarzt. — Auf alle Fälle kann der Landwirt den
Milchfehlern der Kühe durch reinlichen Stall, Waschen
des Euters und peinliche Sauberkeit wirksam vorbeugen.

Die Kennzeichnung der Schweine.

Seit sich in der Tierzucht das Führen von Stamm-
und Herdbüchern eingeführt hat, ist man bemüht, die ein-
zelnen Exemplare in einwandfreier Weise zu kennzeich-
nen. Am bekanntesten dürften die Fußringe sein, die
man dem Geflügel überstreift. Weiterhin sind wohl auch
die Brandzeichen zu erwähnen, mit denen namentlich die
Militärverwaltung während des Krieges das Pferdema-
terial stempelte. Rinder und Ziegen werden meist durch
Ohrmarken gezeichnet, die mit einer Zange eingedrückt
werden und Nummer sowie sonstige Zeichen der Herdbuch-
genossenschaften enthalten. Bei Schweinen ist diese Art
der Markierung nicht möglich, weil das Schwein beim
Wühlen und auch im Stall bald an der Marke hängen
bleibt und dies dann aus dem Ohr rausreißt. Es können
dabei aber nicht unbedeutende Verletzungen des Ohrs
entstehen. Man bedient sich darum bei Schweinen wie
bei Kaninchen mit Vortell der Tätowierung. Dazu wird



eine der im Handel erhältlichen Tätowierzangen benutzt,
denen jeweils ein Satz Ziffern und Buchstaben beigege-
ben ist, so daß eine hinreichende Kennzeichnung nicht nur
für den Züchter, sondern auch für das Herdbuch gewähr-
leistet wird. Die betr. Zeichen werden schon den Ferkeln
ins Ohr gedrückt, so daß auch dort eine Verwachsung
der Tiere ausgeschlossen ist. Die Zeichen werden gut mit
Zusatz eingerieben, damit sie sichtbar bleiben. Es ist zu
beachten, daß die Zahlen usw. keine Wunden treffen, da das
ausfließende Blut die Farbe wegschwemmt und so die Zei-
chen verwischt. Die Abbildung zeigt die Tätowierung
eines Ferkels.

Bücherchan

Reclams Gartenbuch. Herausgegeben von Karl Weinhausen.
Mit 15 Abbildungen im Text. Nr. 7148. Geheftet 40 Pfa.,
gebunden 80 Pfa.

Das ist mal ein Buch, an dem jeder praktisch veranlagte
Mensch Freude haben kann. Da werden nicht die verlocken-
den Farben einzelner Rosen- oder Dahlienarten geschildert,
da werden nicht Äpfel oder Salate besonders empfohlen, da
steht überhaupt nichts drin, was man auch jedem Katalog
einer Gärtnerei entnehmen kann. Dafür aber ist alles ent-
halten, was wirklich wichtig und anderswo nicht zu finden
ist! Auch der schon erfahrenere Gartenbesitzer wird viele
Hinse erhalten, die ihm zeigen, wo er bisher Fehler machte.
Und für den Anfänger ist dieses ungemein billige, aber er-
schöpfende Gartenbuch einfach unentbehrlich. Hier lernt er,
wie man Wege baut, welche Grasarten man bei dem oder
jenem Boden verwenden soll, welche Stauden in den einzel-
nen Monaten blühen, wie man Obstbäume richtig umpflanzt
— und alles das viele, das man eben nur lernen kann, wenn
ein wirklich guter Gärtner seine großen Erfahrungen in ein-
fachen, klaren Worten und Sätzen preisgibt. Ausgezeichnete
Abbildungen erläutern den Text.

Das Ende eines Fremdenlegionärs

Von August Abel, M. d. R.

„Marschier oder verreck!“

Da dem todwunden Legionär das Erster nicht mehr möglich ist, bleibt nur das Verrecken übrig. —

Zum vierten oder fünften Male ist der Fremdenlegionär zusammengeklungen. Mitleidige Kameraden haben ihn bisher geträgt, haben ihm das Gewehr und den Tornister getragen, aber jetzt ist auch ihre Kraft am Ende. Der Sergeant kommt u. nimmt das Gewehr ab. Die Beladung einer Korporalschaft bei dem Zusammengebrochenen kommt nicht mehr in Frage, weil das Bataillon schon zu sehr dezimiert ist. Und in sechsstündiger Entfernung liegt das von den Beduinen belagerte Fort, dessen Insassen seit Wochen hart bedrängt werden und in der vergangenen Nacht verzweifelte Selbstmorde begangen haben. Uebrigens umschwärmen die Beni Afir das Bataillon und fügen ihm fortgesetzte Verluste zu.

Der Legionär bleibt also liegen, irgendwo in der Sahara. Ohne einen Laut von sich zu geben, steht er der weiter-marschierenden Truppe nach. —

Die Abenddämmerung kommt. Die Sonne taucht unter in den gelben, endlosen Sand. Die Kälte der Wüste kriecht langsam und immer intensiver heran. Der westliche Horizont wird von dem scheidenden, riesigen Sonnenball mit einer ungeheuren Feuersbrunst überzogen. Da verpirrt der zum Tode Verurteilte einen rauschenden Windzug: In einer Entfernung von etwa 5 Metern läßt sich der erste Masgeier vor ihm auf dem Sande nieder. Andere, ein Dutzend, folgen. Die schleichenden Raubvögel hocken sich in vorsichtiger Entfernung rings um den Sterbenden hin, wippen hin und her und bewegen ihren langen, schmutzigen oder grauweißen, federlosen Hals in widerlichem Rhythmus.

Der Legionär greift mit schwacher Hand zu seinem Bajonett, das man ihm gelassen hat. —

Immer mehr Masgeier senken sich aus schwindelnder Höhe auf den Boden der Wüste, sie balgen sich, fechten ihre Viehspiele aus, lassen aber den am Boden liegenden Menschen nicht einen Augenblick aus den schwarzen, klugen Augen. — Der Legionär rafft sein letzte Energie zusammen. Er weiß, daß er die Augen nicht schließen darf, denn sofort würde ein Vogel auf ihn losstürzen und ihm die Augen ausbrennen. Er umklammert den Griff des Bajonetts und, als die Raubvogelschar in Armweite an ihn herangerückt ist, fährt er mit der spitzen, tödlichen Waffe in ihren sich balgenden Knäuel hinein. — Zwei der Lastträger bleiben liegen — die anderen erheben sich schwerfällig in die Luft, kreisen eine Weile vorsichtig über dem Schlachtfeld und senken sich dann wieder hernieder: die Mähzeit beginnt, aber diesmal ist's noch nicht der Mensch, sondern diesmal sind's die zwei toten Brüder oder Schweigern, die von ihresgleichen aufgefressen werden. —

Mit Entsetzen im Blick sieht der einsame, in der Wüste verlassene Legionär zu, wie die Geier die Leichen zerhacken. Ihre Eingeweide legen sich den Fesseln um die Hüfte; ihr Kopf wird zu einem roten, blutigen schrecklichen Klumpen. Immer wieder und immer wieder senken die Geier ihre Häufe in die noch zuckenden Körper. —

Da hört einer der Geier einen durchdringenden Warnungsruß aus! Die Vögel duden sich sekundenlang und steigen dann auf. In lautem Tempo strengen 40 bis 50 Schakale heran. Sie haben das Blut gerochen und den Menschen gewittert, und sie kommen nun, sich ihren Anteil sicherzustellen. Sofort machen sie sich über den Rest her, und in unglaublich kurzer Zeit ist alles aufgetrieben, was nicht Fang, Feder und Schnabel ist.

Die aufgeschreckten Vögel ziehen weite Kreise über der grauenhaften Szene. Die Kreise werden enger und enger, immer tiefer fliegen die Geier, immer vernehmlicher wird das Rauschen ihrer Fittiche, und der feine, gelbe, von ihnen bewegte Wüstenwind bedeckt den Legionär und die an den Knochen knabbernden Schakale. Nun stößt ein Geier herunter, ein zweiter folgt, ein Dutzend fliehet herab, und jetzt beginnt ein unheimliches Gemetzel! Die Schakale greifen immer zu mehreren einen Geier an, zerreißen ihm das Gefieder, zerfetzen ihm den Hals. Der starke Vogel wehrt sich mit Schnabel und Fang. Sterbend wälzt sich ein halbes Dutzend Schakale im Sand — ein paar Flügelschläge, ein vergeblicher Versuch, sich in die Höhe zu erheben, und dann ist's aber auch mit manchem Geier aus! Die überlebenden Schakale machen sich wieder über die Leichen her. Widerlicher Blut- und Eingeweidegeruch verpestet die Luft. Da stößt plötzlich einer der aufgestellten Geier senkrecht herunter, packt einen Schakal mit den starken Fängen und entführt ihn in die Luft. In dreihundert Meter Höhe läßt er ihn fallen... den zerstückelten Körper zerstreuen die Geier und die übrigen Schakale. —

Nun, da genug das da ist, vertragen sich Geier und Schakale, und der Schmaus wird in Ruhe, aber mit größtem Mißtrauensbezeugungen auf beiden Seiten, fortgesetzt.

Zwischen den freilebenden Weiten liegt der Legionär, hört wie die Knochen zermalmt werden, sieht, wie die Blutigen

Eingeweide umherfliegen. ... Noch eine klein Welle und ihm geht es genau so.

Die Nacht sinkt hernieder. Die Sterne gehen auf in wundervoller Reinheit so, wie sie nur über der Sahara aufgehen. ... Die Raubvögel haben sich mit dem Anbruch der Nacht davongemacht und ihre Felsbegehungen im Atlas aufgesucht; die Schakale beherrschen nun allein die Wüste. Die Tiere haben sich im Halbkreis um den Legionär herumgehockt und bellen ununterbrochen. Es fällt aber keinem ein, sich dem noch Lebenden zu nähern! Ab und zu schleicht einer aus der Reihe an den Legionär heran, schnüffelt vorsichtig herum, verückt festzustellen, ob der Atem des Sterbenden noch geht. Bei der geringsten Bewegung des Körpers aber reißt die ganze Bande heulend aus. —

Es ist ein grauenhaftes Gefühl, die 40 Augenpaare der Schakale auf sich gerichtet zu sehen und in ihnen sein kurz bevorstehendes Begräbnis zu erblicken! Dann tauchen zum letzten Male die Bilder aus der verlorenen Heimat auf, dann murmeln die blauen Lippen das letzte Vaterunser. —

Langsam kriechen die Wüstenfüchse näher. Jetzt beschneipert einer das Gesicht des Sterbenden und laugt die Witterung ein — ein kurzer, bellender Laut; die Gesellschaft rennt zurück: sie frisst keinen lebenden Menschen! —

Der Legionär erstickt unter der nächtlichen Kälte der Wüste. Die Sternbilder haben sich gedreht, es kann Mitternacht sein. Da! — was war das?? — Weint dort ein Kind?? — Die Schakale nehmen heulend Reißaus, denn jetzt kommt jemand, der stärker ist als sie.

Niesenhaft taucht die schräge, struppige Silhouette der Hyäne hinter einem Sandhügel auf. Wie salziniert starren ihre kleinen, grünen Augen auf den Legionär. Sie sieht nur den Menschen, ihre sichere Beute. —

Mensch und Beute sehen einander. Die Hyäne traut sich nicht heran, denn noch lebt der Mensch, und zum Angriff auf etwas Lebendes ist sie viel zu feige. Langsam, zögernd, kommt sie näher, immer behutsam einen Fuß vor den anderen setzend. Ihre Augen funkeln, ihr Atem stinkt. Da erblickt sie in der Ferne des Menschen etwas Glitzerndes, das Bajonett! Mit einem Ruck stößt die Beute auf den kurzen Hinterbeinen und rückt ihr Kammergeschloß aus von dem die Wüste schaurig widerhallt und in das die Schakale in der Ferne einstimmen.

Die Hyäne wartet. Vor dem Auge des Sterbenden tanzen rote Ringe. Er sieht in der Phantasie Palmbäume, er hört das Rauschen der Duelle. Jeder Schmerz ist ausgelöscht, die Erinnerung an die Welt verblasst. Er weiß nicht mehr, daß er Legionär ist, und fern von der Heimat, von allen Menschen verlassen verendet. Sein bleiches Lippen murmeln einen lieben Namen — er ruft zum letzten Male nach der Mutter. —

Die Sterne erlöschen; jaghaft überflutet ein schwacher Schimmer den Menschen. Der Legionär liegt still und ruhig. Seine Hüfte und seine Hand vom Kugelfang bedeckt; langsam hüllt die Wüste seinen Körper ein. Die gebrochenen, blauen Augen starren hinein in die Sahara. ... Anlagend?? — Wissen?? —

Die Hyäne schleicht näher. Jetzt beschneipert sie den Mund des Toten! Jetzt rückt sie vorsichtig mit dem Hinterteil nach! Nun stürzt sich die Beute mit lautem Triumphgeschrei auf den Leichnam! — Im Nu sind die Uniformstücke abgerissen — tief gräbt der Lastträger den zottigen, schrecklichen Kopf in den Bauch der Leiche. —

Eine Stunde lang dauert die Orgie, dann legt sich die Beute, vorgetrieben und angetrieben, neben die Knochenreste. Die Schakale trauen sich nun, da der große starke Bruder genug hat, auch wieder heran und fallen über die Ueberbleibsel her. Stumpf sinnig schaut die Hyäne dem Balgen der Schakale zu. Wütend heßt sie, das stinkende Maul weit aufreißend, den schweren Kopf: „Leber ihr freien die Geier! Sie haben ihren fessigen Fort verlassen und die Beute wieder gefunden. Enger und enger ziehen sie die Kreise! Jetzt stößt einer hernieder, packt einen Schakal, entführt ihn in die Luft, läßt ihn fallen — das grauliche Spiel beginnt von neuem.“

Träge schleicht die Hyäne von dannen, in die Unendlichkeit der Wüste hinaus. — — — Wochen später kommt eine Kompanie der Legion an der Stelle vorbei. Aus dem Sande ragt die Gele einer Schaufel wie die Legionäre sie tragen! Die Abteilung hält. Man buddelt den Sand beiseite: Knochen und nichts als Knochen. Knochen kleiner Wirbeltiere, lange und hohle Vogelknochen, Knochen eines Menschen: die Ueberbleibsel von Geier, Schakal und Mensch! Am Vorderarm des Skeletts hängt die Erkennungsnummer: Nr. 19105. — Sonst nichts mehr vorhanden, was über das Gertypus Aufschluß geben könnte.

Die Marke wird dem Sergeanten ausgehändigt. Er wird sie dem Regiment gelegentlich überreichen. Dort wird eine Nummer und ein Name getrieben.

Tief unter dem gelben heißen Sande, den der Sturm der Wüste, der Schirokko, über die Knochen legt, harret der tote Legionär der Auferstehung entgegen.

Und es gibt kaum einen Sandhügel in der Sahara unter dem nicht ein toter deutscher Legionär ausruht.

Verschiedenes.

Mysteriöser Millionärs-Mord im Haag.

Die Polizei im Haag erließ vor einigen Tagen einen Aufruf, in dem alle Personen, die irgendwelche Aufklärungen über den Aufenthalt des 50jährigen Millionärs Wilhelm Gerhard Joachim Eschauzier erteilen könnten, gebeten wurden, sich sofort im Polizeipräsidium einzufinden. Herr Eschauzier wurde zum letzten Male in dem angesehenen Klub „Witte Societeit“ am 9. Mai um 3 Uhr nachmittags gesehen. Seit dieser Zeit fehlt jede Spur von ihm. Eine große Belohnung ist für die Wiederauffindung des Vermissten ausgesetzt. Einige Tage darauf konnte Herr Eschauzier gefunden werden. Er war aber nicht mehr am Leben. Seine Leiche lag in einem leeren Wagen. Nach Ansicht der Polizeibehörden ist der Millionär einem Raubmord zum Opfer gefallen. Diese Vermutung scheint aber kaum geeignet zu sein, das Rätsel um die Ermordung des holländischen Millionärs zu lösen. Eschauzier war Generaldirektor einer holländisch-indischen Zuckergesellschaft, und zeigte stets besonderes Interesse für Erfindungen. Am Tage seiner Verschwindung lagte er zu seinen Angehörigen, er habe eine Zusammenkunft im Café Zentral mit einem Herrn vereinbart, der ihm eine sehr wichtige Mitteilung über eine hervorragende Erfindung zu machen habe. Von dieser Zusammenkunft kehrte der Millionär nicht mehr zurück. Einige sehr gute Freunde des Hauses waren bei Eschauzier zum Abendessen eingeladen. Die Gattin des Millionärs und die Gäste warteten vergebens auf ihn. Gegen Mitternacht entschlossen sich die Angehörigen und Freunde, sich auf die Suche zu begeben. Eine Anzahl von Lokalen, in denen Eschauzier zu verkehren pflegte, wurden aufgesucht. Der Portier des „Witte Societeit“-Klubs erklärte, Eschauzier hätte am frühen Nachmittag den Klub verlassen. Die benachrichtigte Polizei glaubte anfangs, daß das Verschwinden Eschauziers mit der eigentümlichen Schicksalsgeschichte in Verbindung stehe, die sich etwa vor zwei Wochen ereignet hatte. Ein armling gekleideter Knabe kam in eine Bank und präsentierte einen auf 15 000 Gulden lautenden Scheck, der von Eschauzier gezeichnet war. Die Unterschrist des Millionärs erschien dem Kassier verdächtig, da sie von seinem üblichen Namenszug abwich. Abgesehen davon, war die Person, auf welche der Scheck ausgestellt war, der Bank gänzlich unbekannt. Der Knabe wurde zur Rede gestellt. Er berichtete, daß ein unbekannter Herr in einem großen Café ihm ein paar Gulden geschenkt und ihn beauftragt habe, den Scheck auf der Bank einzulösen. Er hatte versprochen, ihm nach Erledigung des Auftrages, noch einige Gulden zu geben. Darauf gingen zwei Bankbeamte in das angegebene Café. Der Auftraggeber des Knaben war aber inzwischen verschwunden. Nach langer Suche gelang es der Haager Polizei, den Mann ausfindig zu machen, mit dem Eschauzier die Zusammenkunft im Café Zentral am Tage seines Verschwindens vereinbart hatte. Der Knabe erklärte, diesem Mann gegenüber gestellt, mit größter Bestimmtheit, daß er von ihm den Scheck erhalten habe. Die Polizei glaubt, auf die Spur des Verbrechens gekommen zu sein. Trotzdem bleibt die Frage nach den Motiven der Tat vollkommen unklar.

Das Gespenst im Schloß Windsor.

In einem Flügel des Schlosses Windsor spielte sich vor einigen Tagen eine seltsame Geschichte ab. Zwei Soldaten, die in abendlicher Stunde vor dem Schloße Wache hielten, erblickten durch ein Fenster eine eigentümliche Gestalt. Die Sache schien den Soldaten umso verdächtig zu sein, als nach ihrer Kenntnis dieser Flügel des Schlosses nicht bewohnt war. Die Soldaten beobachteten darauf scharf die betreffenden Schloßräume und konnten nach kurzer Zeit feststellen, daß die geheimnisvolle Gestalt sich im Innern des Schlosses noch einmal zeigte. Einer der Posten wurde durch den Anblick des Gespenstes so überrascht, daß er sofort gegen das Fenster abfeuerte, wobei die Fensterstöße in Scherben gingen. Eine sorgfältige Untersuchung des Flügels wurde sofort unternommen. Es konnte aber nichts Verdächtigtes festgestellt werden. Die beiden Soldaten gaben eine übereinstimmende Beschreibung der Erscheinung. Nach ihrer Aussage handelte es sich um einen Mann in Admiralsuniform, der durch die Schloßräume wandelte. Es ist nicht das erste Mal, daß der gespensterhafte Admiral sich im Schloß Windsor zeigte. 1918 ist eine ähnliche Beobachtung gemacht worden. Das damals gesehene Phantom sah auffallenderweise genau so aus, wie es 18 Jahre später von den beiden Soldaten beschrieben wurde. Der Seitenflügel des Schlosses war damals von einem Marinelenkman

„Wehr' dich, Felizitas!“

Roman von Else von Steinkeller

16)

„Geradezu raffinierte Hintergründe. Dann hat er dir die sechzehn oder sechszwanzig Verse des Santa Lucia vorgesungen...?“

„Ja!“

„Darauf beknist du den Schirokko und rückst aus?!“

Felizitas nickte.

„Und der Conte rückte nach...?“

„Ach, Unsinn!“

„Na, na! Also nun höre mal, mein Kind! Gefahren hat die Sache ja hier nicht, solange die Guardiola eben wirklich die Guardiola für dich ist. Aber ich möchte dich bitten, wenn du hier den Schirokko nahen fühlst: habe Vertrauen und sage es mir oder Tante Margerita. Wehre dich dagegen! Das heißt: wehre dich gegen dich selbst; denn nur in dir, in deinem romantischen Gemüt oder in deinen Nerven liegt da eine Gefahr. Das eventuelle Abenteuer an sich abzuwehren, dafür genügen etliche tüchtige Stacheln, wie die Agaven sie draußen haben...!“

* * *

Taormina, Sizilien, im April.

„Lieber Henner!“

Tante Töndchen hat mir einen groben Brief geschrieben, zum mindesten einen mit verteilten Bosheiten. Aber ich will der Tante den Willen tun, und Dir noch einmal ein Lebenszeichen geben, wennschon ich keine Schreibmaschine zur Hand habe und keine Sekretärin, wie Du, Glücklicher! Ich glaube auch: eine Maschine, so etwas technisch-theoretisch Langweiliges, paßt hier nicht her. Ueber die Sekretärin will ich mir kein Urteil erlauben.

Sonst will ich Dir oder der Maschine aber erst ein-

mal antworten, oder, wie man sagt: auf Deinen Brief eingehen.

Also Lämmer gibt es hier wenige, aber sehr viel schwarze und weiße Ziegen, mit langem, zottigem Fell. Sie grasen an den Felshängen, wie die Gemsen. Wenn sie durch die engen Straßen getrieben werden, halten sie vor den Häusern an, wo sie Milch verkaufen, die dann gleich in den Topf der Käuferin gemolten wird.

Gühner gibt es viele. Sie heißen, je nachdem, Poulets oder Poularden, und man ißt sie. Einen Schnupfen habe ich noch nicht, denn hier ist es warm wie im Juli, und immer, immer Sonne und solch knallblauer Himmel, wie ihn höchstens Böcklin auf seinen Bildern gemalt hat. Und nun kann ich von der Schreibmaschine wohl zu Dir überlesen! Also, Henner, höre: Du kannst zehnmal sagen, ich soll mich wehren, es hilft doch nichts. Ich bin verhergt, bezaubert, bin total verrückt von diesem Märchenlande. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schön es ist. Schon in Neapel, besonders in Capri ging die Hererei los; aber hier ist es dann doppelt und dreifach und hundertfach auf mich herniedergegraselt. Ich könnte lachen und weinen immerzu.

Schnupfen nicht, Henner! Ich sage es Dir ganz ehrlich: Ich will mich nicht wehren dagegen, auch nicht gegen das, was ich dabei empfinde, wennschon Du mir gesagt hast, dieses sei das Gefährlichste an mir. Dunkel Gerhard hält mir auch manchmal einen Vortrag über meinen Charakter.

Es ist ein Frühling, Henner, ein Frühling, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte. So köstlich warm ist die Sonne; sie bratet einen braun. Man fühlt sie so warm durch den Körper rieseln und weiß, es ist Frühling und man ist jung, bildet sich ein, die ganze Welt gehört einem. Man muß die Sonne tüchtig lieb haben!

„Wach!“, höre ich Dich jetzt sagen, Henner; alsdann rümpfst Du die Nase und reißest aufs Feld. Nicht wahr? Du dummer, dummer Henner! Wenn Du weniger dumm wärest, kämest Du her und würdest zusehen, wie Du mich wieder zu medienburgischem Verstand bringst.

Ich habe hier sonst noch Belannte; es ist auch so ganz amüsant. Nun muß ich aufhören, ich falle sonst vom Stuhl.

Ach Du, Henner, sein ist's! Ja, wenn Du nicht eben so dumm wärest, dann kämest Du...

Lebe wohl! Bitte, laß die Sekretärin, Verzeihung!, wollte sagen: die Schreibmaschine, schießen. Sie paßt hier nicht her.

Es grüßt Euch alle Deine glückselige

Felizitas.

* * *

Auf der Steinmauer, die das Grundstück der Guardiola nach der Straße zu abgrenzt, saß der alte Giuseppe Segatti. Achtzig Jahre alt war er nun schon, aber seine Augen blickten noch klar und heiter; sein schmales Gesicht zeigte noch die Spuren einstiger Schönheit.

Giuseppe hatte ein kleines Anwesen unweit der Villa. Zwischen wild wuchernden Agaven ein halb zerfallenes Häuschen, mehr einem Stall, als einer menschlichen Behausung ähnlich sehend. Etliche Quadratmeter grau-grünes Gras rings herum, darin eine große, weiße Ziege weidete, und unter einem verstaubten Gelbbaum stand eine rohgezimmerte, kleine Bank.

Oh, Giuseppe war kein Bettler. Er sowohl wie seine Seraffina, die mehr und mehr zu einem bräunlichen, lederartigen Schatten zusammenschrumpfte, dem kleine, knopflochähnliche Augen ganz seltsames Leben gaben, waren auch durchaus zufriedene Leute. Der Anzio, der Großsohn, hatte Arbeit bei der Chauffeelanlage gefunden, die Charlotta jetzt die gute Stelle bei der Erzelenz bekommen. Ach, und dann das Bambino: der kleine Beppo. Sie hatten ja erst viel Kummer mit ihm gehabt, trotzdem Charlotta behauptete: es wäre ganz richtig, daß er schon in der Welt sei. Himmel, wie hatte sich nur der Anzio angestellt, wie hatte er seine Schwester beschimpft. Aber nun hatte sich das ja alles beruhigt. Sie mußte nun warten, die Charlotta, und stille sein, bis der Vater des kleinen Beppo alle seine Geschäfte erledigt hatte; dann

Beauchamp, verwohnt. Eine Tages schickte Frau Beauchamp ihr Dienstmädchen mit einem Brief zur Post. Als das Mädchen durch den Korridor ging, tauchte plötzlich eine Spukgestalt in Admiralsuniform auf, die ihr den Weg versperrte. Das Mädchen ließ aus Angst den Brief fallen und fing an zu schreien. Die herbeigeeilte Frau erschrak ebenfalls, als sie die kleine Gestalt eines Mannes in weißer Admiralsuniform erblickte. Die beiden Frauen ergriffen die Flucht. Als Frau Beauchamp sich umdrehte, sah sie den Admiral durch die entgegengesetzte Tür verschwinden. Die zu Tode erschrockene Frau setzte die elektrische Alarmanlage in Funktion. Fünf Soldaten von der Schloßwache kamen zu Hilfe. Alle fünf behaupteten später, einen Admiral gesehen zu haben. Nachdem Frau Beauchamp sich beruhigt hatte, erklärte sie kategorisch, daß sie in der Spukgestalt den Admiral Nelson erkannt habe.

Schlechte Zeiten — auch für Einbrecher!

Der nächste Patient betrat das Sprechzimmer des Arztes. Ein nicht gerade vertrauenswürdig aussehender Kunde. „Also, was fehlt Ihnen?“ fragt der Arzt. „Die Gesundheit. Herr Doktor, leider. Ich bin von hiesigen schlapp!“ — „Geben Sie gearbeitet in letzter Zeit?“ — „Also das gerade nicht! Ich komme nämlich direkt aus Plönsen!“ Der Arzt nickt vernehmend. „Aha, natürlich. Und nun werden Sie sicher auch schwer so bald was finden!“ — „Schlechte Zeiten, Herr Doktor, sehr schlecht! Sehen Sie, ich habe nun schon sechsmal lebrannt. Immer wegen Einbruch. Aber die Sache wird auch immer schlimmer. Bedenken Sie. Herr Doktor, heute die vielen Alarmanlagen. Mit jeder Neuerung muß man vertraut sein. Alle technischen Anlagen müssen studiert werden. Ich bin inzwischen schon ein halber Ingenieur!“ — „Na und haben Sie schon ein neues Opfer ausgemacht — wie? Vielleicht wollen Sie nun zunächst mal bei mir einbrechen?“ Der Patient läßt mit Kennermine den Blick umherstreifen, dann klopft er dem Arzt wohlwollend auf die Schulter. „Der wolle man bleiben lassen. Herr Doktor, Sehen Sie, offenkundig und ohne Ihnen befehlen zu müssen — et lohnt nicht! Die zwei Brüder, die Sie da haben, die sind ja, wie ich sehe, echt. Und in der Ecke die goldene Uhr kann noch so'n paar hundert Euro wert sein — aber der lohnt bei Gott nicht der Mist! Man muß heute sicher sein. Wenn ich nicht ganz genau weiß, daß auch was zu holen ist, dann laß ich schon die Hände weg. Was einem auch so noch alles klappen kann. Die Menschen sind heute alle zerfallen und lesen so'n armen Einbrecher aus Femeinheit rein! Da hat mein Freund mal 'n Dina gebreht. Wollte sich mal historien von so'n reichen Bankierfrau. Nimmt also ihre eiserne Schmuckkassette mit und nebenbei bloß noch ein ganz nettes Haubchen. Väterchen, weil er natürlich die Hauptkassette in dem Eisenkasten vermutet hat. Nachher haben wir gemeinsam den Ding aufgefressen. War nämlich einfach nebenbei. Na, was klappen Sie, was nu in den alten Kasten drin war? Schmuck? Keine Leber! Der Alte ihr falsches Reibk war drin! Sehen Sie, Herr Doktor, so was kommt alle Tage vor. Der fohlet run Stunden, Tage, oft Wochen alle. bis man alles ankündia vorbereitet hat — und wenn endlich der Dina gebreht wird, dann kommt womöglich nicht raus wie 'n oses Reibk! Da soll denn die Arbeit noch Freude machen! Ich wech, was Sie sagen wollen. Herr Doktor! Reibk, Sie haben et auch nicht leicht! Heute müssen die Menschen schon halb tot sein, ehe sie bei'n Doktor lehn. Aber 'nauken, id habe et leicht? Söchtens daß id, wenn id was vermafelt habe, auf einiae Wochen oder Monate Ruhe habe! Aber deshalb nur kein Reib. Es sind schlechte Zeiten, lauz besonders schlechte, auch für unfernein.“

Der Sultanpalast als Spielhölle.

Die italienische Grenzpolizei machte vor kurzem in der Nähe von Triest einen guten Fang. Trotz eines gefälschten Passes konnte der Geschäftsmann Mario Serra identifiziert und wegen Scherenschwindels und Kontrahatsbetrügereien in Haft genommen werden. Mario Serra gründete vor einiger Zeit eine Vergnügungsgesellschaft, die für Rechnung der italienischen Marinebehörden mit der Bedienung von verjunkten Schiffen beschäftigt war und in den Häfen von Spezia und Livorno Filialen unterhielt. Der junge Mario glaubte aber, daß sein Unternehmen nicht gewinnbringend genug sei. Er begab sich nach Monte Carlo, wo er die Kunst, eine Spielbank zu leiten, gründlich erlernt hatte. In Pisa gründete er ein geheimes Spielfeld. Von überall her strömten professionelle Spieler und Liebhaber des Kartenspiels in Scharen nach Pisa, um von dem schlauen Unternehmer ordentlich ausgebeutet zu werden. Mario Serra war vorsichtig genug, um nach einem Jahre das heißgewordene Pflaster Pisas mit dem erbeuteten Geld zu verlassen.

wurde sie mit ihm zusammen in einem Schloß wohnen und schöne Kleider, Perlen und Edelsteine haben, so viel sie wollte.

Und er selbst, der alte Giuseppe, konnte doch auch noch arbeiten und zum Wohlstand der Familie beitragen. Eifrig sah er vom Morgen bis zum Abend und schnitt Flöten aus dem weichen Holz der Oliven. Die Fremden, die hier vorübergingen nach dem Städtchen, blieben stehen und kauften sie ihm ab. So fünf bis sechs Flöten wurde er doch durchschnittlich an jedem Tage los. Jetzt, in der letzten Woche, hatte er sogar eine tägliche, feste Kundin, für die er allmählich eine glühende Dankbarkeit und mehr noch Bewunderung fühlte.

Die schöne, blonde Signorina nämlich, die immer mit der Erzelenz aus der Villa Guardiola kam und die fast ausah wie die Carlotta. Da bogen die beiden eben vom „Hotel Castello a Mare“ her in die Straße ein.

„Dein alter Verehrer, Lizzie! Nun mach' das Geschäft heute aber kurz, sonst geht uns die Sonne fort vom Teatro!“

Erzellenz von Hayte zog der Einfachheit halber schnell einen fünf-Lire-Schein aus der Tasche und drückte ihn dem Alten in die Hand, eine Flöte dafür eintauschend. Sie gingen weiter. Eben bogen sie am „Hotel Tineo“ zum Teatro empor, da jubelte Felizitas auf und stürzte sich auf ein weibliches Etwas, das hultlos, mit schlecht onduliertem Vubitopf, ihnen entgegenkam.

„Fräulein Tante!“

„Na, Gott sei Dant, Feechen, da haben Sie mich wieder! Laufen Sie nur gleich noch ein Stück weiter, da kommen Professors auch angebuddelt. Malchen ist entseflich schlechter Laune, da können Sie gleich was abfragen!“ Etwas erstaunt sah sich Onkel Eberhardt mit dem schlecht ondulierten Vubitopf allein. Felizitas, die immer behauptete, Professors hätten sich „aufgehängt“, lief wirklich weiter und begrüßte den in allen Begeisterungsstufen leuchtenden alten Herrn.

„Grüß Gott, Herr Professor!“

Felizitas stellte nach Mädelkeit vor: sie freute sich

Er wurde Großunternehmer. In Pola errichtete er eine eigene Werft, wo alte Kriegsschiffe verschrottet wurden. U. a. wurde auf seiner Werft das gesunkene österreichische Kriegsschiff „Viribus Unitis“ geborgen, dessen zwei riesengroße Anker jetzt den Haupteingang zum neuen Gebäude des italienischen Marineministeriums schmücken. Im Jahre 1925 gelang es dem geschickten Geschäftsmann, von der türkischen Regierung den Auftrag zu bekommen, die Kriegsschiffe der Entente-Mächte zu heben, die seit dem Weltkrieg auf dem Meeresgrund in den Dardanellen lagen. Das nächste Meisterstück Serras war die Gründung einer Spielbank im Zildiskiosk, der verlassenen Residenz der türkischen Sultane am Goldenen Horn. Nach langwierigen Verhandlungen erhielt er im September 1926 die Konzession und eröffnete kurz darauf das Kasino. Der Umbau des Palastes für die neuen Zwecke verschlang die Kleinigkeit von 2½ Millionen Lire Reingewinn eingebracht habe. Mario Serra ließ aller Gläubigen residieren, wurde das Roulette in Bewegung gesetzt. Bei einer späteren Gerichtsverhandlung erklärte der Direktor des Spielfasinos, daß die Bank ca. 1 Millionen Lire. In den Gemächern, in denen früher der letzte in Konstantinopel wie ein orientalischer Fürst und warf mit dem Gelde um sich wie ein indischer Nabob. Diese Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Kein türkischer Staatsangehöriger durfte das Spielfasino betreten. Eines Abends geschah es aber, daß ein hoher türkischer Beamter im Kasino von Zildiskiosk sein ganzes Vermögen verpfändete und darauf Selbstmord beging. Auf Anordnung der türkischen Regierung wurde das Unternehmen geschlossen. Nun stürzten sich die vielen Gläubigen auf Mario Serra und forderten die Begleichung der Schulden. Serra verlor nicht den Mut und frengte gegen die türkische Regierung eine Klage an. Der oberste türkische Gerichtshof erkannte auf einen Schadenersatz von 900.000 Lire. Mario Serra dachte aber gar nicht daran, seine Gläubiger zu befriedigen. Er verschwand aus Konstantinopel mit dem ganzen Gelde, das er aus dem Unternehmen retten konnte. Seine Verhaftung erregte in Italien großes Aufsehen.

Die Londoner Bevölkerung

hat ihre große Sensation! Von den zahlreichen Nachtflüß, die nach dem Krieg dort aufkamen und in denen ungläubliche Dinge vorgekommen sein sollen, ist u. a. „Der silberne Pantoffel“ von der Polizei liebevoll in die Arme genommen worden. Was soll man dazu sagen, wenn man aus Londoner Gerichtsverhandlungen erfährt, daß in diesem Klub in einer einzigen Nacht für 20.000 Mark Selt hinter die Binde gezogen worden ist. Noch schlimmer ist die Tatsache, daß die Londoner Kriminalpolizei schwer kompromittiert wurde, da sich höhere Beamte von der Besitzerin des Klubs enorme „Schweigegelder“ zahlen ließen. So hat ein Polizeibeamter sage und schreibe 400.000 Mark Bestechungsgelder binnen reichlich einem Jahre vom „Silbernen Pantoffel“ erhalten. Der Mann kam natürlich hinter Schloß und Riegel und verlor seine Stellung. Aber als er wieder frei war, konnte er sich ein Geschäft kaufen und sich eine Villa bauen. Er kann nun jeden Morgen mit dem sehr angenehmen Gedanken erwachen: „Alles ehrlich erworben!“ Wie muß sich der brave Mann in seinem neuen Heim wohlfühlen!

Christoph Kolumbus' Anker.

Die kleine Republik Haiti äußerte den Wunsch, sich an der internationalen Kolonialausstellung in Paris zu beteiligen und sandte unter anderen Exponaten die wertvollste Reliquie des Landes, den Anker der Karavella „Santa Maria“, an deren Bord Christoph Kolumbus 1492 seine weltgeschichtliche Reise machte und den amerikanischen Kontinent entdeckte. Die „Santa Maria“ trat am 25. Dezember 1492 die Nordreise an, geriet in einen Sturm und kenterte an der Nordküste Haitis in der Nähe von Cap-Haïtien. Der Anker der „Santa Maria“ konnte später aus dem Meere geborgen werden. Er ist 9 Fuß und 2 Zoll lang. Der historische Anker war bereits auf zwei internationalen Ausstellungen zu sehen, in Chicago und in Philadelphia. Die amerikanischen Millionäre, die bekanntlich die Gewohnheit haben, alle historischen Reliquien zu sammeln, boten der Regierung von Haiti für den Anker Christoph Kolumbus' große Summen. Diese Gebotsgebote wurden von der Regierung von Haiti abgelehnt, die den Anker als größte nationale Schatzgegenstand und heilige historische Reliquie aufbewahrt.

Internationales Tanz-Archivum.

Der bekannte schwedische Tänzer Rolf de Mare gründete mit Unterstützung einiger Ballettfreunde aus verschiedenen Ländern Europas eine Gesellschaft zur Förderung des Balletts, die den Namen „Internationales Tanz-Archivum“

wirklich, die Reisegenossen wiederzusehen.

Erzellenz von Hayte fragte:

„Wie war die Reise?“

„Eine furchtbare Nachtfahrt; aber ein wundervoll malerischer Fajfist, der ab und zu durchs Fenster sah und sich nach meinem Befinden erkundigte!“

Eleonore lachte über das ganze Gesicht.

„War 'n famoser Mobell, Fee; aber der Conte war mir doch lieber. Gehen Sie, wo haben Sie den verborgen?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Na, sehr logisch. In Neapel war er eben so schnell fort wie Sie! Ich bin verzweifelt, sage ich Ihnen; ich muß ihn wiederfinden! Meine ganze künstlerische Zukunft hat er in der Hand!“

„Er ist hier, Fräulein Eleonore!“

„Wirklich?“

„Leider!“

„Neben Sie kein Blech! Ich singe Halleluja!“

Die Worte gingen leise zwischen den beiden hin und her, doch Erzellenz Haytes scharfes Ohr hatte sie doch vernommen.

Das gute alte Mädchen scheint in Neapel auch so etwas Ähnliches wie den Schirotto gehabt zu haben, und die Sache mit Felizitas und dem Schmalzamor kommt mir allmählich bedenklich vor! dachte er.

„Schredlich, solche ungemütliche Nachtfahrt!“ sagte er dann laut. „Kommen Sie also direkt von Neapel über Messina?“

„O nein, nur Fräulein Tante kommt von dorthier. Wir haben uns in Neapel schon früher getrennt. Meine Frau und ich waren noch in Syrakus. Dort sahen wir Szenen aus der Ilias! Herrlich! Und dabei, da fällt mir der wunderbare junge Mann ein, den wir auf Capri kennenlernten, und der dann so plötzlich verschwand, dieser byonische Jüngling — wie hieß er doch?“

„Graf Torrefani!“

Das wußte nun Malchen ganz genau.

„Ja, richtig: Tasso, Tasso Torrefani — also einer der Mittpieler —“

führen wird. In der Bibliothek des Archivs soll die gesamte Relikliteratur über Fragen der Tanzkunst, Bilder, Photographien, Partituren, Dekorationsentwürfe usw. gesammelt werden. Ab Oktober 1931 wird ein Auskunftsbüro in Tätigkeit treten, dessen Aufgabe es sein soll, den Ballettkünstlern in allen sie interessierenden Fragen mit Informationen zur Verfügung zu stellen. Das Internationale Tanz-Archivum wird eine eigene Zeitschrift herausgeben. Alljährlich sollen Feste für die beste Tanzleistung für die beste Ballettdecoration, für das beste Tanzkostüm usw. zur Verteilung gelangen.

Ein Wort für unsere Zeit.

Ob, daß wir einen Willen, einen Glauben, einen Jorum hätten, wie wir eine Sprache sprechen! Es stünde sogleich ein herrliches Volk da... Dann würden wir wieder Kunst, Sitte, Gesetz, dann würden wir Mut und Stolz haben auf den Namen Deutsche.

Goldene Regeln für die Reise

Reisen ist nicht leicht. Aus dem reichen Schatz meiner Erfahrungen ergeben sich folgende Regeln, deren strikte Befolgung unbedingt die sichere Gewähr dafür bietet, daß deine Mitreisenden selbst im Traume deiner gedenken.

1. Beim Fahrkartenschalter tritt stets von der falschen Seite an. Die entstehende Erregung der Mitreisenden belebt wohlwollend die übliche Vortartigkeit der Abschiedsstimmung.

2. Nichte dich im Abteil möglichst häuslich ein; mache dir's bequem und schlage die Beine übereinander. Nach dir einleitende lasse ruhig darüber hinwegtun. Turnen ist gesund.

3. Deinen schweren Koffer vertraue nie direkt über „deinem“ Platz. Er könnte herabfallen und dich erschlagen. Gönn' diesen schönen, schnellen Tod deinen Mitreisenden.

4. Setze dich ruhig auf den Hut deines Nachbarn. Es ist außerordentlich spaßhaft, wenn dieser am Ziel vergeblich danach sucht.

5. Im Sommer nimm Kirichen als Proviant mit. Es trägt sehr zur Erhöhung der Stimmung bei, wenn du dich bemüht, die Kerne den Mitreisenden möglichst ins Gesicht zu schlecken. Auch das Belegen der Frühstückstische mit „altem Limburger“ lohnt sich. Selbst der Schweigsamste findet Worte.

6. Biete nie bei Ueberfüllung deinen Sitzplatz an, sondern lasse die anderen ruhig stehen. Stundenlanges Stehen stärkt Muskeln und Willenskraft.

7. Mitreisende in tiefer Trauer erheitere durch die neuesten Witze.

8. Tritts du jemanden auf den Fuß, so bleibe darauf stehen. Die Aussicht ist besser. Auch bitte nicht um Verzeihung, sondern empfehle die Methode Coué: es geht vorüber! es geht vorüber!

9. Rauche im Nichtraucherabteil, aber nicht teurer als Bierpfennig-Zigarren. Den Rauch blase deinem Gegenüber möglichst ins Gesicht. Geräucherter Pfeiff hält sich besser.

10. Im Tunnel entzünde plötzlich ein Streichholz. Manchmal lohnt sich's.

11. Hast du Schnupfen, so hänge die nassen Taschentücher zum Trocknen ans Gepäcknetz.

12. Sorge für größtmögliche Verbreitung dieser wahrhaft „Goldenen Regeln“. Es wird dir „eine Lust zu reisen“.

Spielplan des Stadttheaters Heidelberg

Montag, 29. Juni. Anfang 20—22.30 (Außer Abon. u. Freie Volksb. Abtg. D.): Das Konzert. Lustspiel v. Herrn. Bahr.
Dienstag, 30. Juni. Anfang 20—22.45 (Abonnement A 38): Der Jarewitsch. Operette von Franz Lehar.
Mittwoch, 1. Juli. Anfang 20—23 Uhr (Außer Abon. u. Freie Volksbühne Abtg. B): Der Hauptmann von Köpenick. Von Carl Zuckmayer.
Donnerstag, 2. Juli. Anfang 20—22.45 Uhr (Abonnement B 38): Der Jarewitsch. Operette v. Lehar.
Freitag, 3. Juli. Anfang 20—22.15 Uhr (Abonnement A 39): Schneider Wibbel. Komödie — Müller-Schlösser.
Samstag, 4. Juli. Anfang 20 Uhr (Vorstellung zu halben Preisen): Das Land des Lächelns. Operette von Lehar.
Sonntag, 5. Juli. Anfang 15—17.45 Uhr (Außer Abon. u. Freie Volksbühne zu ermäßigten Preisen): Im weißen Röhl. Operette von Benachkn.
Anfang 20—22.45 Uhr (Außer Abon. u. Bühnenvolksb.): Katja, die Tänzerin. Operette von Gilbert.

„Ein Star?“

„O nein, ein Tänzer!“

„Er war nur ganz schwach bekleidet!“

„Amalie, das verheißt du nicht!“

„Bitte, ich habe doch Augen!“

„Dieser Tänzer, ich sage Ihnen, Fräulein Felizitas, er war ihm wie aus den Augen geschnitten — fabelhafte Ähnlichkeit!“

„Es gibt solche Ähnlichkeiten, Herr Professor, — besonders hier!“

Erzellenz von Hayte sagte es ganz ruhig; nur wer ihn genauer kannte, hätte in seinen Augen ein rätselhaftes Licht aufblitzen sehen.

Man war im Sprechen weiter nach dem griechischen Theater gegangen. Selbst Malchen machte ihr eigentlich schon erledigtes Nachmittagsprogramm in dieser Gesellschaft ganz gern noch einmal mit. Bald schritt man also gemeinsam durch das Tor in die Felspartie hinein, dessen Gipfel das griechische Teatro, dieses Wahrzeichen Taorminas, trönt.

Tasso, Graf Torrefani war schlechter Laune. Ueber seine edle Stirn zogen sich Falten, die herrlichen Augen waren dunkel umschattet — und wie man so sagt, innerlich schien er zu kochen! Auf dem Klettersteige von Giardini herauf hieb er unbarmherzig mit dem Stöcken in die Opuntien, und eine Klink, kleine Eidechse, die ihm vor den Füßen herlief, stieß er unjansf beiseite. Aber Tasso hatte auch Grund zu schlechter Laune. Diese Liebe zu Felizitas Ellermann, die ihn mit wahrhaft fühlendem Feuer gepackt hatte, vertiefte sich in ihm, mußte er sogar sagen: sie verliebte eigentlich überhaupt nicht. Trotzdem er sich der äußersten Höflichkeit befleißigte und einer Anbetung in ritterlich zurückhaltender Form, kam und kam er nicht weiter.

Wenn er ehrlich sein wollte, mußte er sogar sagen: sie verliebte eigentlich überhaupt nicht. Trotzdem er sich der äußersten Höflichkeit befleißigte und einer Anbetung in ritterlich zurückhaltender Form, kam und kam er nicht weiter.